

Unklar



zvg

Bei «Mein Weihnachtsmann ist eine Araberin» wird überhaupt nicht klar, worauf der Text eigentlich abzielt.

Das hat Seltenheitswert: Eine knappe Stunde lang einem Schauspieltrio zusehen und auch wahrnehmen, wie es verständliche Worte spricht, und zum Schluss noch immer nicht verstanden haben, worum hier eigentlich geht, was hätte ausgesagt werden wollen. Darunter finden sich schöne Sätze wie «Hauptsache, ein Ritual gliedert die Zeit», «ich glaube er sagt, er glaube nicht an unsere Erfahrung» und «wir alle lernen das Prinzip des Verse Aufsagens schon beim Aufsagen». Der Abend ist dreisprachig – deutsch, arabisch und phonetisch. Dem Titel, den Pullovern und dem Christbaum nach, dreht er sich um Weihnachten. Also dem zweithöchsten Feiertag der hier dominierenden Glaubensrichtung, über den schon seit Jahrzehnten die Klage kursiert, der symbolische Inhalt verflüchtigt sich zunehmend. Stichwort: Kommerz. Was dann assoziativ weitergesponnen meinen könnte, jede Bereitschaft zur Trotzdemzusammenkunft in angespannter Einhelligkeit grenzte an Heuchelei, wäre also bare Unterwerfung gegenüber dem Zwang zu Tradition und Konvention. Primär, aber widerwillig vollzogen. Der Einsatz der Mehrsprachigkeit im Text von Joël László könnte eine Vermengung dieser Unfreiwilligkeit mit der ambivalenten Haltung einer gelebten Diskrepanz des Sollens und Wollens im Umgang mit dem Fremden per se meinen. So weit, so hypothetisch. Aber über die reine – recht fatalistische – Feststellung hinaus dürfte im Idealfall etwas folgen. Eine Aufforderung. Eine Publikumsbeleidigung. Ein Wunsch. Eine Klage. Ein Irgendetwas. Was es rechtfertigt, dem Publikum die Zeit gestohlen zu haben. Was nicht damit gleichzusetzen ist, ihm zu schmeicheln oder gar die bereits mitgebrachte Meinung einzig zu verstärken. Aber eine Mindesterwartung, innerhalb einer Stunde ein in sich schlüssiges, verständliches Konstrukt vorgeführt zu bekommen, wäre zu erreichen, kein allzu verwerfliches Ziel. froh.

«Mein Weihnachtsmann ist eine Araberin», bis 20.12., sogar Theater, Zürich.

Verzweifeln?



Claudia Popovici

Der kritische Blick aus einer Zukunft auf die Anforderungen von Heute findet Trost allein im Gestern.

Theorie und Praxis: Die Hautfarbe ist irrelevant – ausser sie ist (hierzulande) nicht weiss. Die weibliche Selbstdurchsetzung ist garantiert – ausser sie stört ein System, das sich ausbalanciert schimpft. Die Digitalisierung ist ein Gewinn – ausser der Mensch widersetzt sich deren totaler Kontrollübernahme. «Die schmerzfreie Gesellschaft» von Rahel Sternberg, Maya Alban-Zapata und Martina Momo Kunz ist ein heftiger Assoziationsreigen, der zuletzt recht klar den kaum bewältigbaren Wust an einander zuwiderlaufenden Anforderungen an ein modernes Leben vielstimmig zerpfückt. Letztlich also ein öffentlich zelebriertes und personifiziertes Verzweifeln. An den gesellschaftlichen und eigenen Ansprüchen, sich nahtlos ins Gefüge der Gegebenheiten einzufügen und damit auch noch zufrieden zu sein. Die eigene Wahrnehmung aber kollidiert mit realen Erlebnissen im Umgang mit der Aussenwelt genauso wie – der Verstand weiss das, der Selbstzweifel nagt trotzdem daran – nicht ganz so realistisch nachvollziehbaren Hochglanzvorbilderleben. Alle drei haben originäre Begabungen: Sternberg Schmerz aushalten. Kunz kunstvoll singen. Alban-Zapata in Wut ausbrechen. Begleitet wird das in den Grundfarben gekleidete Trio vom Cellisten Ambrosius Huber und die Bühne besteht aus vielfältig verortbaren Quadern und ihren farbigen Markierungen auf dem Bühnenboden. Getreu dem zu beweisenden Inhalt ist die Kunstarbeit der drei Frauen ein richtiggehend körperlicher Steiss. Obschon sie diesen Kraftakt – trotz Ausflüchten in Kraftausdrücke wie «ich hasse diesen Job!» – voller Elan und Ausdauer bis zuende durchexerzieren, drückt immer mal wieder durch, dass sich das Trio selbst gar nicht so sicher ist, ob sich der ganze inhaltliche Aufwand auch lohnt. Aber was wäre die Alternative zum Auflehnen? Ein Rückzug ins bequem dahinplätschernde Leben? Dann doch lieber zu Friedrich Hollaender schwelgen... froh.

«Die schmerzfreie Gesellschaft», bis 22.12., Fabriktheater, Zürich.

Selbsterkenntnis



Dominik Wunderli

Anhand von fünf Perspektiven verhandelt «Nichts wollen» die Bandbreite der Reaktionen auf einen Hinschied.

Es gibt was zu erben und sogar ein letzter Wille ist bekannt. Aber das ist in «Nichts wollen» von Esther Becker nur der Auslöser für ein Aufbrechen der (An)Spannung bei den fünf involvierten Personen. Sonja (Nina Langensand) rechnet als Tochter mit dem Manna. Bis mit Uta (Nicole Lechmann) ein zweiter, bislang unbekannter Spross auftaucht und als alleinstehende Hochschwangere ihren Anteil einfordert. Hinzu kommt die Enttäuschung der nicht bedachten Anja (Evelyn Gugolz), die beim frühen Tod der ersten Frau des Verstorbenen ihr Leben komplett umkremelte, um sich ihrer Nichte und der Tanzschule zu widmen. Und dann nistet sich auch noch die zweite Frau des Toten, die damals viel jüngere Helena (Vivien Bullert) ein und auch der Tanzlehrer Micha (Manuel Löwenberg) beginnt sich auszumalen, wie er an einen Teil des Vermögens kommen könnte. Bettina Glaus inszeniert dieses Kammerstück als einen grossen Bogen der emotionalen Veränderung, wobei die allgemeine Bereitschaft der Hinwendung zur eigenen Vernunftbegabung erst ganz zum Schluss wieder einsetzt. Das Bühnenbild – ein Neonröhrenkonstrukt – ist vielseitig symbolisch: Erstens ist es das Schwert des Damokles, zweitens hat es die Gabe, zu blenden und drittens zwingt es alle Schauspielenden, gebückten Hauptes untendurch zu gehen. Von aussen betrachtet, ist diese (Soll?)Bruchstelle einer Hinterlassenschaft für die Hinterbliebenen das Momentum der finalen Aufrichtigkeit. Alle können ihre Masken fallen lassen. Was zur Frage führt, weshalb sie diese überhaupt jahrelang offenbar reihum komplett widerwillig überhaupt erst übergezogen haben? «Nichts wollen» ist eine zeitlich, räumlich und personell kondensierte Auffächerung der sieben Todsünden und die Konfrontation der fünf Figuren mit der Selbsterkenntnis, um keinen Deut besser als jemand der anderen zu sein. Das dauert, zeigt sich aber zuletzt als heilsamer Schock. froh.

«Nichts wollen», 8.12., Kulturmarkt, Zürich.